

Vom Umgangston in der Erziehung

Autor(en): **Bollnow, Otto Friedrich**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Sprachspiegel : Zweimonatsschrift**

Band (Jahr): **24 (1968)**

Heft 4

PDF erstellt am: **17.05.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-420956>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Vom Umgangston in der Erziehung

Von *Otto Friedrich Bollnow*

„Erziehung und Sprache“ war das Thema eines Ferienkurses für Berner Lehrer im Jahre 1965. Damals hielt *Prof. Dr. Otto Friedrich Bollnow*, Tübingen, den hier leicht gekürzt abgedruckten Vortrag. (Vollständig ist er veröffentlicht in einem Sonderheft¹ der „Schulpraxis“, Monatszeitschrift des Bernischen Lehrervereins, sowie in: O. F. Bollnow: *Sprache und Erziehung*, Urban-Bücher, Nr. 100, Stuttgart 1966.)

Bollnow, der am 14. März dieses Jahres seinen 65. Geburtstag gefeiert hat, ist Philosoph, kommt von Dilthey her, hat sich tiefgehend mit Heidegger auseinandergesetzt und wendet sich immer wieder grundlegenden *pädagogischen* Fragen zu wie in dem genannten Büchlein, auf das wir angelegentlich hinweisen möchten.

Schriftleitung

Daß Sprache und Erziehung miteinander zu tun haben, ist eine solche Binsenwahrheit, daß man sich scheut, sie überhaupt auszusprechen: Aller Unterricht geschieht im Medium der Sprache, und die Sprache ist darüber hinaus zu einem wesentlichen Teil auch Gegenstand des Unterrichts, vom Lesen- und Schreibenlernen über den muttersprachlichen und fremdsprachlichen Unterricht bis hin zur Behandlung der hohen Formen der Sprache, zu den bleibenden Werken der Dichter. Aber bei aller dieser Selbstverständlichkeit wurde die Sprache noch nicht in ihrer grundlegenden erzieherischen Funktion sichtbar. Auf der einen Seite nahm man sie als das Medium der Verständigung, das so selbstverständlich zur Verfügung steht, daß man nach seiner Natur und seiner Leistung nicht viel zu fragen braucht. Und auf der andern Seite nahm man die Sprache als ein fertiges Gebilde, dessen Gesetzlichkeit und dessen korrekten Gebrauch man zu über-

¹ Dieses Heft (das noch drei weitere größere Arbeiten zum Thema enthält) kann beim Sekretariat des Bernischen Lehrervereins, Brunngasse 16, Bern, bezogen werden.

mitteln hat. Aber man fragte auch von hier her nicht nach der Bedeutung, die die Sprache für das Ziel der Erziehung, für die Verwirklichung des Wesens des Menschen, zu erfüllen hat, das heißt, man fragte nicht anthropologisch. Und doch scheint mir gerade hier die Fruchtbarkeit einer philosophisch-anthropologischen Betrachtungsweise für die Pädagogik besonders deutlich zu werden².

In dieser Richtung scheint es mir notwendig, sich zunächst einmal von der zu engen Bindung an die einzelnen sprachlichen Formen zu lösen, gewissermaßen einen Schritt zurückzutreten und in einer allgemeineren Weise den Vorgang des Miteinander-Sprechens zu betrachten, wie er sich unabhängig von der Ausformung in bestimmten Wörtern und Sätzen im menschlichen Zusammenleben auswirkt. Aus diesem weiten Bereich greife ich an dieser Stelle nur ein Beispiel heraus, an dem ich die pädagogische Fruchtbarkeit dieser Fragestellung besonders gut zu veranschaulichen hoffe. Es ist das, was man als den Umgangston zwischen den Menschen bezeichnen könnte. So kann ich z. B. freundlich mit jemand sprechen, und diese Freundlichkeit des Sprechens ist unabhängig von den besonderen Wörtern und Wendungen, deren ich mich dabei bediene. So ist es bezeichnend, daß sich vielleicht eine bestimmte Höflichkeitssprache ausgebildet hat, mit bestimmten Höflichkeitsfloskeln usw., nicht aber eine entsprechende Freundlichkeitssprache, eben weil die Freundlichkeit nur in einer bestimmten Weise des Sprechens, nicht aber in objektiv festhaltbaren sprachlichen Wendungen zum Ausdruck kommt. Entsprechendes gilt auf der andern Seite von einer gewissen Kälte und Reserviertheit oder einer untergründig durchklingenden Feindschaft, im Unterschied wiederum zu einer objektiv faßbaren Beschimpfung.

Mit diesem Beispiel sind wir schon in einem allgemeinen Problemzusammenhang. Es gibt, worauf schon Lipps in seinen grundlegenden sprachphilosophischen Überlegungen hingewiesen hat, immer einen bestimmten Ton, auf den ein Gespräch abgestimmt ist³. Derjenige, der mit einem fremden Menschen ein Gespräch

² Vergl. Otto Friedrich Bollnow: Die anthropologische Betrachtungsweise in der Pädagogik. Neue Pädagogische Bemühungen, hrsg. von W. Loch und J. Muth, Heft 23, Neue Deutsche Schule Verlag, Essen 1965.

³ Hans Lipps: Die Verbindlichkeit der Sprache. Arbeiten zur Sprachphilosophie und Logik. Verlag Vittorio Klostermann, Frankfurt a. M. 1944. S. 94. Ich benutze diese Gelegenheit, allgemein auf dieses wichtige Buch hinzuweisen.

anknüpft, sucht dabei tastend zugleich den richtigen Ton zu finden. Er schlägt eine bestimmte Tonart an, und der Fortgang des Gesprächs hängt davon ab, wie der andere darauf eingeht. Er kann ihn aufnehmen, indem er seinerseits in derselben Tonart antwortet, oder er kann ihn ablehnen, wobei es wiederum die verschiedenen Abstufungen gibt: von einer leichten Modifikation der angeschlagenen Tonart, etwa in einer freundlich bleibenden, aber immerhin spürbaren stärkeren Distanzierung, bis hin zur eisigen Ablehnung, die dann dem Gesprächsversuch sogleich ein Ende setzt.

Bei längerem Zusammenleben, etwa unter alten Freunden, bildet sich dann ein bestimmter gewohnter Umgangston aus, von dem die Betreffenden nicht mehr willkürlich abweichen können, ohne das eingespielte Gleichgewicht zu gefährden. So heißt es etwa bei Hofmannsthal im „Schwierigen“: „Ein altes Ehepaar hat doch einen Ton miteinander. Den wechselt man doch nicht, das ist ja zum Schwindligwerden.“⁴ Der gewohnte Ton ist es also, der die Sicherheit des Miteinander-Lebens gewährleistet (wie umgekehrt eine neue Wendung im menschlichen Verhältnis auch einen neuen Ton bedingt).

Diese verschiedenen Tonlagen müßten im einzelnen eingehend untersucht werden. So gibt es, um nur einige Beispiele anzudeuten, einen freundlichen, einen leichten, einen plaudernden, einen familiären, auch einen spöttischen Ton. Es gibt auch einen gezierten und affektierten Ton, und weiterhin den Ton einer geistreichen Konversation oder eines tiefsinnigen Gesprächs, den Ton nüchterner Sachlichkeit — und so fort in den mannigfaltigsten Abwandlungen. Der Ton bildet sich so zwischen den Sprechenden. Er spielt sich ein im Hin- und Widerreden, so daß alle in gleicher Weise an seinem Zustandekommen beteiligt sind. Es kann aber auch sein, daß der eine Teil, der überlegene, von sich aus den Ton bestimmt, sei es in der Weise der dienstlichen Strenge, der Herablassung, der ironischen Überlegenheit, der stolzen Unnahbarkeit usw. Der andere ist dann durch diesen Ton immer schon auf eine bestimmte Rolle festgelegt. Er hat nicht mehr seine volle Freiheit, sondern kann nur noch in der ihm zugewiesenen Weise antworten.

Dieser Gesprächston gewinnt dadurch seine große Wichtigkeit, daß er bestimmt, was gesagt und wie etwas gesagt werden kann.

⁴ Hugo von Hofmannsthal: Der Schwierige. Gesammelte Werke in Einzelausgaben. Lustspiele II. Bermann-Fischer Verlag, Stockholm 1948. S. 421.

Denn in einem bestimmten Ton kann nicht jedes Beliebige gesagt werden. Wie der Gesprächston eine bestimmte Art des Gestimmtheits des Sprechens darstellt, so hat er eine ähnliche Funktion wie allgemein die Stimmung im seelischen Leben⁵. Der Gesprächston bildet eine bestimmte Atmosphäre, in die alles, was zwischen Sprechenden zur Sprache kommt, von vornherein eingetaucht und von der es durchdrungen und geformt ist. Ein feierlicher Ton schließt alle trivialen Bemerkungen aus, wie umgekehrt dort, wo ein spöttischer Ton angeschlagen ist, nichts mehr, was den Menschen als heilig berührt, ausgesprochen, höchstens vielleicht noch vorsichtig angedeutet werden kann. Und so fort wiederum in den mannigfaltigsten Abwandlungen.

Das kann im einzelnen hier nicht durchgeführt werden. Im Grundsätzlichen jedenfalls kann festgehalten werden, daß der Gesprächston als die einheitliche Gestimmtheit des Sprechens immer schon eine bestimmte Höhenlage und einen bestimmten Verständnishorizont vorgibt, innerhalb dessen sich das Gespräch bewegen kann. Das ist besonders dort wichtig, wo der eine Gesprächspartner (wie es im erzieherischen Verhältnis der Fall ist) durch seine Überlegenheit den Gesprächston bestimmt; denn er entscheidet damit zugleich über das, was auch der andere sagen und wie er es sagen kann. In diesem Sinne faßt es Lipps: „Der von irgend jemand angegebene oder irgendwohin gehörige Ton bestimmt die Grenzen, bis zu denen man gehen, bestimmt das, worüber man noch reden, und das, was man nicht mehr sagen kann“⁶, und bestimmt natürlich auch die Weise, wie man es sagt. Ein solcher Gesprächston bildet sich auch im gemeinsam gesprochenen Dialekt. Der Dialekt schafft in dem Gefühl der selbstverständlichen Zusammengehörigkeit eine Sphäre der Behaglichkeit und Vertrautheit, der Verwurzelung in einem gemeinsamen Grund. „Im Dialekt gibt man sich natürlich. Man spricht ihn unter sich. Dialekt bedeutet: intime Gemeinschaft.“⁷ Wer die Bedeutung des kindlichen Geborgenheitsgefühls kennt, wird von daher auch die Wichtigkeit des Heimatdialekts verstehen. Er schafft in einem ausgezeichneten Maß diese Atmosphäre des Vertrauten seit alters her.

Etwas ganz anderes ist es mit der Nachlässigkeit des Jargons.

⁵ Otto Friedrich Bollnow: Das Wesen der Stimmungen. 3. Aufl. Verlag Vittorio Klostermann. Frankfurt a. M. 1956.

⁶ Lipps, a. a. O. S. 94.

⁷ Lipps, a. a. O. S. 84.

Ich erwähne ihn hier, weil er mir nachher für die pädagogische Problematik so wichtig zu sein scheint. Der Jargon ist kein Dialekt, sondern eine niedere Weise des Sprechens, in der sich der Mensch mit einem gewissen Behagen ausbreitet. Dieses ist aber etwas ganz anderes, als die warme Behaglichkeit des Dialekts. Er ist dadurch gekennzeichnet, daß er alle hochstilisierten Formen einer gepflegten Sprache vermeidet, alle „edlen“ Wörter scheut und sie durch eine Unzahl von niedrig klingenden Ausdrücken ersetzt („Gosch“ und „Fresse“ für Mund, „Rübe“ und „Birne“ für Kopf usw. — ich brauche das Belegmaterial wohl nicht im einzelnen aufzuführen). Das allgemeine Prinzip des Jargons ist es, das Edle durch das Gemeine, das Hohe durch das Niedere zu ersetzen und so die ganze Gesprächsebene nach unten zu verlegen.

Wir brauchen der ganzen Psychologie des Jargons hier nicht weiter nachzugehen. Er ist einesteils zu verstehen als natürliche Reaktion gegen die künstliche Gespreiztheit des Stils und die Neigung zum großen Wort. Er ist anderseits zu verstehen aus dem Bedürfnis, sich der Belastung eines zu hohen Anspruchs zu entziehen, indem man die Dinge in eine triviale Ebene versetzt. Man zieht sie in eine niedere Sphäre herunter und entlastet sich so von dem Anspruch ihrer Bedeutsamkeit; denn im Jargon gibt es nichts Großes und nichts, was den Menschen innerlich erregt. Darum braucht der Mensch auch die Dinge nicht ernst zu nehmen und kann mit einer gewissen überlegenen Nachlässigkeit und einem halb spöttischen Ton darüber verfügen.

Wenn wir uns hier bei der Behandlung des Tons, auf den ein Sprechen abgestimmt ist, an den dialogischen Formen des Gesprächs orientiert haben, so muß abschließend doch wenigstens darauf hingewiesen werden, daß auch die monologischen Formen, die Ansprache, die Rede, der Vortrag usw., jeweils ihren bestimmten durchgehenden Ton haben, der, höher oder tiefer, erhabener oder niedriger, schwungvoller oder nüchterner, alles einzelne darin zusammenhält und trägt.

Wir können allen diesen interessanten Zusammenhängen hier nicht weiter nachgehen, weil es uns ja vor allem auf die pädagogische Seite der Fragestellung ankommt. Und da geht uns weniger der Umgangston an, der sich innerhalb einer Schulkasse oder einer sonstigen Kindergruppe, etwa auch einer Bande von Jugendlichen einstellt (denn das ist keine spezifisch pädagogische Angelegenheit, sondern von andern Formen des Umgangstons

nicht wesentlich verschieden). Uns soll hier vor allem der Ton zwischen Erzieher und Kind beschäftigen, oder genauer: der Ton, in dem der Erzieher das Kind anspricht.

Hier zeigt sich sogleich die Fruchtbarkeit der eben allgemeiner entwickelten Gedanken; denn in dem Ton, in dem man einen andern Menschen anspricht, liegt zugleich immer eine bestimmte Erwartung. In diesem Ton wird der andere Mensch in einer bestimmten Weise genommen, in einer bestimmten Weise eingestuft. Und ich hatte in anderm Zusammenhang entwickelt, wie stark sich der andere Mensch nach dem Bilde dieser Erwartung formt, sich dem anpaßt, als das er genommen wird⁸. Das gilt natürlich in gesteigertem Maße von dem noch formbaren jungen Menschen. Die Weise, wie ich ein Kind anspreche und mit dem Kind spreche, übt auf das Kind eine ungeheuer starke Wirkung aus, und zwar eine Wirkung, von deren Ausmaß der Erzieher oft kaum etwas ahnt.

Das zeigt sich schon im einfachen Akt der Namengebung; denn das Nennen bei seinem Namen ist ja auch eine Art, und zwar die einfachste Art, einen Menschen anzusprechen, und alle Anrede beim Namen weist auf eine ursprüngliche Namengebung zurück. Auch die Namengebung ist ja ein eindrucksvolles Beispiel für das Vertrauen und die Macht des Wortes; denn wo man das vom Kind erwartete Wesen im Namen zum Ausdruck brachte oder es durch den Namen unter das Vorbild eines Helden oder Heiligen stellte, also dem Kind den Namen wie einen Talisman mitgab, da vertraute man darauf, daß es in seinem Leben das im Namen Vorweggenommene auch realisieren würde. Und auch wo an eine so ausdrückliche Vorwegnahme eines Vorbilds nicht mehr gedacht wird, da wirkt sich diese Tendenz doch schon im Klang des Namens aus oder in der sozialen oder literarischen Sphäre, in die der Wunsch der Eltern das Kind durch seinen Namen versetzen möchte.

Schon das sind Dinge von hoher erzieherischer Bedeutung. Der einmal gegebene Name haftet dem Menschen für sein ganzes Leben an und wirkt sich auch in der Schule aus. Weil der Mensch weitgehend mit seinem Namen identifiziert wird, kann ein unpassender oder gar lächerlicher Name auf sein Leben einen schweren

⁸ Otto Friedrich Bollnow: Die pädagogische Atmosphäre. Untersuchungen über die gefühlsmäßigen zwischenmenschlichen Voraussetzungen der Erziehung. Anthropologie und Erziehung, Bd. 12. Quelle und Meyer Verlag. 3. Aufl. Heidelberg 1968, S. 46 ff.

Druck ausüben. Ja, es soll vorgekommen sein, daß vorsichtige Eltern ihrem Kind einen anspruchsvollen und einen unscheinbaren Vornamen nebeneinander gegeben haben, damit dieses sich, je nachdem es sich später entwickeln würde, einmal den passenden Namen aussuchen könnte und nicht durch einen unpassenden Namen behindert würde.

Wie stark sich auch heute noch der Mensch selber mit seinem Namen identifiziert, seinen Namen nicht anders als seinen Leib als einen Teil seiner selbst betrachtet, an dem er unmittelbar getroffen werden kann, das zeigt sich darin, daß die meisten Menschen eine Verstümmelung oder falsche Aussprache ihres Namens nur schwer ertragen und insbesondere durch ein Wortspiel mit ihrem Namen sich tief verwundet fühlen.

Wenn in der Schule die Frage der ursprünglichen Namengebung auch kaum mehr eine Rolle spielt, so tun es doch die vergleichbaren Vorgänge, wo die Namen in vertrauliche Kosenamen abgewandelt oder als „Übernamen“, als Kose-, aber auch als Schimpfnamen, neu gebildet werden. Der Name, der hier — oft leichtfertig und grausam — einem Menschen gegeben wird, ist von ungeheurer Wirkung; denn er drängt zugleich in einer zähen und unsichtbaren Weise danach, ihm ein bestimmtes Wesen aufzuprägen. Der zärtliche Name schafft eine vertrauliche Nähe, in die das Kind sich einfügt und in der es sich willig entfaltet. Der korrekt gesprochene Familienname objektivierte zugleich und schafft eine sachliche Arbeitsatmosphäre. Gefährlich sind vor allem die verächtlich gesprochenen Spottnamen oder Namensentstellungen, die den so Angesprochenen vor seiner Umwelt erniedrigen.

Aber auch unabhängig von allen Abwandlungen des Namens ist schon das bloße Nennen beim Namen erzieherisch von größter Bedeutung; denn der dadurch Angeredete wird durch seinen Namen aus der anonymen Masse herausgehoben und in seiner persönlichen Verantwortung gefaßt. Das hebt Muth in seiner schönen Monographie über den „pädagogischen Takt“ sehr eindrucksvoll hervor: „Die Kenntnis und Aussage des Namens hebt das angesprochene Kind aus der Anonymität des Namenlosen heraus, in der es untertauchen kann, unbeherrscht und undiszipliniert sein kann, weil es sich nicht angesprochen weiß und darum auch nicht als in einem Anspruch stehend, sondern außerhalb des verbindlichen Bezuges, der mit der Aussage des Namens Wirklichkeit gewinnt.“ Er betont, wie wichtig es für einen Leh-

rer in einer neuen Klasse ist, möglichst schnell die Namen der Kinder kennenzulernen, „und zwar nicht oberflächlich und aus dem Grunde, daß er die Kinder über die Namen in seine Verfügung bekommt, sondern weil allein schon der Name eine kommunikative Kraft hat⁹“.

Aber der Name sollte hier nur als einfachstes Beispiel dienen, wie überhaupt ein Mensch von einem andern Menschen und wie insbesondere ein Kind von seinem Erzieher angesprochen wird und mit seinem ganzen Verhalten darauf antwortet. Was wir hier am einfachen Fall verdeutlicht haben, gilt dann aber auch allgemein von dem Gesprächston, den der Erzieher mit einem Kind oder mit einer ganzen Klasse oder Kindergruppe anspricht. Insbesondere für einen neu der Klasse gegenüber tretenden Lehrer ist es ja immer eine schwierige Frage, den richtigen Ton zu finden. Von vorsichtiger Zurückhaltung bis zu dem Versuch, sich durch eilig angebotene Freundlichkeit in das Vertrauen der Kinder einzuschleichen, gibt es eine breite Skala. Vor allem die Anpassung an die kindliche — oder für kindlich gehaltene — Sprechweise findet aus allgemeinen spracherzieherischen Überlegungen eine streng zu beachtende Grenze. Die Versuche, in bewußt nachlässiger Sprechweise oder im Halbstarken-Jargon den Kindern nahezukommen, wirken nur peinlich und werden auch von den Kindern als peinlich empfunden. Daß sich in einer Schule ein bestimmter Schülerjargon ausbildet, in der diese von ihrer „Penne“ und ihren „Paukern“ sprechen — oder wie immer diese vielfach wechselnden Bezeichnungen sein mögen —, mag ganz berechtigt sein als Gegenbewegung gegen den strengen Sprechstil des Unterrichts; eine solche Ausdrucksweise aber durch den Lehrer in den Unterricht selber hineinzunehmen, hieße die Situation verkennen, denn der Unterricht hat eine eigene unverkennbare Weise zu sprechen, die nicht preisgegeben werden darf, ohne ihn in seinem Charakter als Unterricht, als Ernst und Aufmerksamkeit erfordernde Belehrung, zu gefährden. Ebenso ist es, wenn der Erzieher auch im privaten Gespräch durch den Gebrauch eines rauhbeinigen Jugendlichenjargons eine vertraute Atmosphäre zu schaffen sucht und jetzt seinerseits von einem „steilen Zahn“ spricht — oder wie die schnell wechselnden Modewörter heißen, in deren Gebrauch der Erwachsene ja doch immer

⁹ Jacob Muth: Pädagogischer Takt. Monographie einer aktuellen Form erzieherischen und didaktischen Handelns. Quelle und Meyer Verlag. Heidelberg 1962. S. 29.

zu spät kommt, weil die Ausdrücke längst veraltet sind, wenn sie bis zu ihm vorgedrungen sind. Die Jugendlichen lehnen dies als Eingriffe in ihre Sphäre mit Entschiedenheit ab; denn diese Sprache bezeichnet ihre Eigenwelt, die sie sich geschaffen haben und in die sie dem Außenstehenden den Zutritt verwehren. Das beleuchtet noch einmal das allgemeine Problem des Gesprächs: Es ist eine andere Sprechweise, deren sich das Kind im Verkehr mit den Erwachsenen und deren es sich im Verkehr mit seinesgleichen bedient, es lebt in verschiedenen Sprechenebenen, und diese Unterschiede dürfen nicht verwischt werden.

Darüber hinaus aber enthält der Jargon noch ein allgemeineres sprachpädagogisches Problem: Mag er als Ausdruck einer vorübergehenden Entlastung im sonstigen Leben durchaus eine vertretbare Funktion haben, so gehört er nicht in den Umgang des Erziehers mit dem Kind und ganz besonders nicht in den Unterricht, der im Sprechen seine ganz bestimmte „Höhenlage“ erfordert, und der Erzieher würde seine spezifisch erzieherische Aufgabe preisgeben, wenn er sich zu einer solchen Sprechweise herabläßt. Denn der Jargon bedeutet — wir sprachen ja davon — eine betonte Nachlässigkeit in der Sprache, und diese bedeutet zugleich eine entsprechende Nachlässigkeit in der Haltung, der entgegenzuwirken gerade die besondere Aufgabe der Erziehung ist. Im Jargon wird alles Ehrwürdige und Bedeutende auf die Ebene des Alltäglichen und Gemeinen herabgezogen, und die Erziehung würde ihr eigentliches Ziel, das Verständnis des Hohen und Bedeutenden zu erwecken, preisgeben, wenn sie sich dazu eines niederen Redestils bedienen würde.

Ja, darüber hinaus erfordert die erzieherische und insbesondere die unterrichtliche Situation oft einen „höheren“ Sprachstil, als der betreffende Erzieher in seinem privaten Leben anwenden würde; denn mag er sich dort der nachlässig scheinenden Ausdrucksweise und der ironisierenden Umschreibung bedienen, weil er sicher ist, daß sie auch als solche, als eine aus der Scheu vor dem großen Wort entstandene Umschreibung des eigentlich Gemeinten verstanden werden: In der erzieherischen Situation ist ihm eine solche Sprechweise versagt, weil sie von den Kindern nicht verstanden wird und weil insbesondere jede Ironie von ihnen als Zersetzung empfunden wird. Darum muß der Erzieher oft mehr aussprechen, als er es in einer andern Situation tun würde, und sich auch das große Wort abringen, wo er es sonst lieber zurückhielte. Denn das Große muß in der Erziehung auch

groß gesagt werden, damit es in seiner vollen Bedeutung erfaßt wird.

Diese Forderung hat natürlich ihre Grenze, die allzu leicht überschritten wird, und wo die Überschreitung zur Gewohnheit geworden ist, da bilden sich dann die Fehlhaltungen aus, die wie eine Berufskrankheit zum Lehrer gehören und ihn in der Öffentlichkeit oft lächerlich machen. Da ist der geschraubte und umständliche, aber auch der pathetische und gefühlvolle Stil sowie auch der überkorrekte Stil. Ja, selbst die verbreitete Neigung zum überlauten und überartikulierten Sprechen, die der Lehrer oft auch außerhalb der Schule beibehält, gehört in diesen Zusammenhang.

So kommt dem Umgangston in der Erziehung eine ganz grundlegende Bedeutung zu, und zwar sowohl als Gesprächston, in dem man sich mit dem einzelnen Kind unterhält, als auch als Unterrichtston im Verkehr mit einer als Einheit gefaßten Klasse. Denn dieser Ton und die ganze Sprechweise ist eine vorwegnehmende Erwartung, der sich das Kind anpassen muß. Durch die Art, wie es der Erzieher anspricht, zwingt er dieses zugleich zu antworten, und das heißt nicht nur, auf die entsprechende Sprechweise einzugehen, sondern auch die in dieser verkörperte Haltung einzunehmen und darin sein Wesen zu formen. *Die Art, wie der Erzieher zum Kind spricht, ist darum einer der stärksten und nachhaltigsten erzieherischen Faktoren.*

Daraus entspringt eine Verantwortung im Gebrauch der Sprache, die vom Erzieher gar nicht ernst genug genommen werden kann. Hierzu gehört natürlich schon die verantwortliche und differenzierte Weise zu sprechen, die meist dem kindlichen Entwicklungsstand schon um einiges vorausseilt, um dadurch zugleich im Kind die Anstrengung zu erwecken, sich selbst auf die höhere Sprech- und Verhaltensweise zu erheben. Hier werden auch gelegentliche Korrekturen bei Fehlern und Ungeschicklichkeiten in der Sprache ihren Raum haben. Das ist notwendig, aber das sind letztlich doch Äußerlichkeiten, die sich im Betrieb der Schule zu leicht in den Vordergrund drängen. Das wesentlich Wichtigere und Tiefere ist die menschliche sittliche Haltung, die sich in der Art des Sprechens ausdrückt und die, wie wir gesehen haben, als vorwegnehmender Anspruch an das Kind appelliert. Hier ist mit planvollen Maßnahmen wenig auszurichten. Der Erzieher kann sich hier nicht durch eine pädagogische Technik entlasten. Das einzige, was er tun kann, ist, diese Haltung selber immer wieder

zu leben, und auch darin zeigt sich wieder die ungeheure Beanspruchung, der der Lehrer durch die immer über ihm schwebende Forderung ausgesetzt ist.

Diese Verantwortung im Umgang mit der Sprache deutlich zu machen und nachdrücklich ins Bewußtsein zu heben, das war das Ziel, das ich mir mit diesen vorläufigen Überlegungen gesetzt hatte.

Heinrich Federer und die Sprache

Von Dr. Hans Sommer, Bern

Man kann es in den nachgelassenen Kapiteln zur Lebensgeschichte („Aus jungen Tagen“) nachlesen, mit welchen Sprachkünsten der junge Federer sein erstes Schriftstellerhonorar verdiente: Der Gymnasiast kehrt vom „Kollegi“ in Sarnen heim nach Sachseln, als ihn die Ladenjungfer Milli im Hause des Maurermeisters Gorni bittet, für sie einen Beschwerdebrief zu schreiben. Es sei da ein Sack mit grauem, ältlichem Reis von Basel gekommen, und doch zum gewöhnlichen Preis berechnet. „Es schicke den Sack unfrankiert zurück, wenn man ihm vom Kilo nicht acht Rappen abziehe.“

Und so entstand also der Geschäftsbrief, „knapp und kalt“, für den das Milli dem Retter in der Not ein fünfräppiges Täfelchen Schokolade bot... Der Schluß aber des Briefes lautete: „Indem ich Sie höflich ersuche, mir postwendend auf Heutiges das Nötige zu übermelden, zeichnet...“ — „Verflixt fein“, lobte Milli. „Zu übermelden! Das tönt wie Eisenbahn. Wo hast du diesen Geschäfts... Geschäfts... wie sagst?“ „Geschäftsstil!“

„Diesen Geschäftsstil her?“

Ob es außer dieser spitzbübischen Stelle in der Erzählung „Das erste Honorar“ im ganzen Werk des großen Schilderers und Fabulierers Heinrich Federer etwas gibt, das auch nur von ferne mit geschäftstüchtiger Trockenheit oder sprachlichem Formelschwulst zu tun hätte? — Kaum. Natürlich, warmherzig, traulich, beziehungsreich, anschauungsstark, buntfarbig, ja feurig und glutvoll: so spricht den Leser jede Seite im Werk dieses begnadeten Erzählers an, und zwar auch dort, wo er sich „mit schul-